

Tibor Baumann  
**Was du nie siehst**



CARPATHIA  
VERLAG

*Über den Autor:*

**Tibor Baumann**, Jahrgang 1985, wuchs zwischen fränkischer Provinz und Südostasien auf. Als Jugendlicher spielte er in Theatergruppen und am Schauspielhaus in Nürnberg, begann mit dem Schreiben und entdeckte die Regie. Während seines Studiums der Theater- und Medienwissenschaft inszenierte er diverse Independentfilme, Musikvideos und Dokumentarfilme. Parallel dazu arbeitete er als Regieassistent bei TV- und Kinofilmproduktionen und veröffentlichte Kolumnen und Kurzgeschichten. Sein Debütroman *Drei Minuten für jeden* erschien 2017.

Baumann schreibt Drehbücher, Theaterstücke, Romane und Artikel, führt Regie und produziert für Bühne und Film. Der Filmmacher und Autor lebt in Berlin.

TIBOR BAUMANN

WAS DU

NIE SIEHST

EIN BIOGRAFISCHER ROMAN

MIT UND ÜBER

HANSI MÜHLBAUER

CARPATHIA VERLAG

Erstausgabe

1. Auflage 2019

©2019 Carpathia Verlag GmbH, Berlin

Gesetzt aus der Linux Libertine und der Helvetica Neue

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-943709-75-9 (Hardcover)

ISBN 978-3-943709-76-6 (EPUB)

ISBN 978-3-943709-77-3 (MOBI)

ISBN 978-3-943709-78-0 (PDF)

[www.carpathia-verlag.de](http://www.carpathia-verlag.de)

### **Sonntag III**

*oder: Ein Autor auf Rückreise. . . . .* 11

### **Sonntag I**

*oder: Ein erstes Gespräch ist noch kein Anfang . . . . .* 20

### **Montag**

*oder: Wer verliert, der sucht . . . . .* 31

### **Dienstag**

*oder: Gut zu wissen . . . . .* 88

### **Mittwoch**

*oder: Zettel und Umwege . . . . .* 147

### **Donnerstag**

*oder: Digitale Wildnis . . . . .* 208

### **Freitag**

*oder: Déjà-vu mit anderem Ergebnis . . . . .* 256

### **Samstag**

*oder: Neue Reise, neuer Blick . . . . .* 287

### **Sonntag II**

*oder: Abschied im Sand. . . . .* 350

### **Ein letzter Sonntag**

*oder: Ein letztes Gespräch ist noch kein Ende . . . . .* 359



*Jetzt kam auch der Herold und führte den lieblichen Sänger,  
Diesen Vertrauten der Muse, dem Gutes und Böses verliehen  
ward;  
Denn sie nahm ihm die Augen und gab ihm süße Gesänge.*

Homer, Odyssee, 8. Gesang, 62–64

*Pull my head back, pull my head back,  
I'd better brace myself for what is to come.  
Pull my head back, pull my head back,  
Yeah, they always said I was a son of a gun.*

John Coffey, Featherless Redhead



**DAS FOLGENDE ENTSPRICHT DER WAHRHEIT**



## Sonntag III

*oder:* Ein Autor auf Rückreise

»Neben mir in der billigen Maschine der noch billigeren Airline sitzt ein groß gewachsener Spanier, Mitte fünfzig, mit silbernen Fäden im schwarzen Haar. In Dauerschleife leiert über die Boxen über mir Velvet Underground seinen *Sunday Morning*.«

Ich lese den Satz noch einmal.

»Neben mir in der billigen Maschine der noch billigeren Airline ...« – und breche ab.

Es ist so skurril, dass ich es jetzt nur deswegen glaube, weil ich es in mein Notizbuch hineingeschrieben und unterstrichen habe. Schwarze Tinte lügt nicht:

Im Flugzeug von Lissabon nach München über Barcelona wird Lou Reed als Beruhigungsmusik für ängstliche Flugteilnehmer gespielt. Unabgesprochen gemeinschaftlich lesen der Spanier im besten Anzug, den ich je gesehen habe, und ich in unseren Büchern. Simultanlesen für Nichtschwimmer und Unberuhigbare. Die Maschine ruckelt. Bis ich sie verlassen werde, unterdrückt diese seltsam gemeinschaftliche Handlung, an dessen Ende wir uns sogar mit einem Nicken voneinander verabschieden, ohne ein Wort gewechselt zu haben, das Gefühl der Überreizung. Dieses Gefühl, das sich nur durch die Rückkehr zu sich selbst bewältigen lässt.

Gut, dass ich während des Fluges zu trinken beginne.

Die Maschine rumpelt bei der Landung, es klingt nach billigem Plastik. Es ist gegen Mitternacht, mit surrendem

Fahrgeräusch rollen wir auf die Haltezone zu. Ich bin mir nicht mehr sicher, ob ich die Worte schreiben werde oder geschrieben habe.

Wie in Trance entsteige ich dem Flieger, eine spontane Flucht vorbereitend.

Auch hier in Barcelona riecht das Rollfeld nach warmem Teer und Kerosin. Ein Typ kommt auf einem kleinen Gefährt einsam um die Ecke geflitzt, bunte Leuchtklamotten, einen seltsamen Helm auf, Zigarette im Mundwinkel, springt unter das Flugzeug und beginnt, einen riesenhaften Schlauch zu montieren. Sein Gesicht sieht aus wie ein abgetragener Lederschuh. Die Luft ist angenehm feucht. Ich atme tief ein. Nun muss ich sieben Stunden im Flughafen verbringen. Warten ist ein Konzept, das mir vollkommen idiotisch erscheint. Es bedeutet, dass die Zeit mit nichts gefüllt wird, nichts passieren darf, alle Handlungen nur Brücken sind, damit sich alles auf das kommende Ereignis, in diesem Falle den Anschlussflug nach München, ausrichtet. Nur in einer Zeit, in der Velvet Underground zur Fahrstuhlmusik wird, macht das Sinn. Im Bus, nach Flugzeug stinkend, zwischen den anderen, wie Kegel wackelnden Menschen, vom Rollfeld zum nächtlich gespenstischen Flughafenkorpus, beschließe ich, meinen Anschluss nach München zu verpassen.

Ich entsteige dem geisterhaft leeren und unpassend hellen Flughafen wie ein Ertrinkender. Die Flut an Eindrücken, die ich mit mir bringe, könnte vor meinen Augen die Stadt niederreißend schlucken.

Eine fremde Stadt ungeplant zu betreten, fern von daheim, mitten in der Nacht, übermüdet und überreizt, bietet eine kontrastierende Wirkung zum eigenen Selbst. Einen kurzen Moment bin ich versucht, wieder umzukehren. Es ist nicht leicht, sich selbst zu ertragen.

Kein Zurück mehr. Vor dem riesigen, menschenleeren Flughafen klettere ich in den Bus wie ein seltsames Tier. Der Duft der südländischen Frühlingsnacht vermenget sich mit dem Geruch der Großstadt, umso weiter der Bus in das dunkle Zentrum vordringt.

Der Bus hält auf der Plaça de Catalunya. Erhellte von gelben Straßenlaternen erstreckt sich der als Rondell angelegte Platz um die steinerne Fläche. Ich wende mich an den Busfahrer. Mehr mit Händen als mit Worten zeigt er mir eine Richtung, die er mir rät einzuschlagen, wo um drei Uhr noch ein Hotel zu finden sei. Zumindest nehme ich an, dass er meine Intention verstanden hat.

Morgen werden Stände die Rambla wie Treibgut füllen, flanierendes Treiben zwischen Cafés und kleinen Restaurants, unter dem freundlichen Lächeln der alten Fassaden, hinter denen die Häupter der Bäume in den Himmel emporragen. In der Mitte zwischen den Häuserzügen aus alten Gründerzeitbauten, die ihren Charme in der Nacht in historische Düsternis wandeln, ist eine Allee angelegt. Die beiden Fahrspuren sind nur jeweils ein Auto breit, links und rechts der Pappeln. Der Fußweg, breit genug für Marktstände oder Massenschlägereien, dominiert die berühmte Straße. Doch jetzt, in der Nacht, drücken sich fragwürdige Gestalten im Neonlicht durch die Seitengassen. Zwischen den Bäumen, die glatt spiegelnde Allee hinab, tummeln sich Nutten und Zuhälter, betrunkene Jugendliche, Partytouristen und die zwielichtigen Typen, die ihnen nuschelnd Bier, Koks und andere Unterhaltung verkaufen wollen.

Vor einer kleinen Bucht steht ein Taxi. Der Fahrer steht rauchend an die Tür gelehnt, streicht sich immer wieder die langen Haare nach hinten. Sein weißes T-Shirt ist ein wenig zu kurz und spannt sich über den Bauch, der an

seinem ansonsten schlanken Körper hängt. Als ich ihn nach einem Hotel frage, erklärt er mir einen Weg und fügt mit spanischem Akzent an: »If you don't find the way, do not ask the black girls. I am not racist. But they are prostitutes. They steal your money.«

Danke für den Weg.

Die meisten Nutten sind dunkelhäutige Menschen, deren Spanisch verwaschen klingt. Die Kleidung ist kurz und billig. Sie kauen Kaugummi, als ob sie den Geschmack der vorherigen Kunden mit künstlicher Himbeere vertreiben könnten.

Aufblasen und ploppen lassen.

Ich versuche, meinem verwirrten Kopf die Wegbeschreibung abzurufen, und bewege mich die Straße hinunter, in eine dunkle Gasse hinein. An einer Ecke verhandeln zwei Touristen über käufliche Stellungen mit einer dünnen Frau, bewegen sich schwankend nahe an sie heran, der eine betatscht sie und ignoriert den düster dreinsehenden Pimp im Hintergrund. *Erst zahlen, dann tatschen*, denke ich mir als Sprechblase über den Mann mit dem schlechten Jackett und den geölten Haaren.

Ich ignoriere meinerseits eine Frau, die »Ola Mister, Blowjob?« sagt – es könnte aber auch »Ola, Mr Blowjob« sein. Meine Ignoranz scheint sie aufzuregen, denn sie ruft mir noch mit einigen Metern Abstand Wörter hinterher, die sich vom Angebot, über die Nachfrage hin zu Schimpfwörtern wandeln. Das verstehe ich, auch ohne ein Wort ihrer Sprache zu beherrschen. Schräg gegenüber von mir amüsiert das vier Typen in Trainingsklamotten, einer von ihnen mit ausgebleichten, schlecht gestochenen Tattoos auf den dünnen, drahtigen Armen, den Händen, am Hals und an der linken Schädelseite. Sein Lachen zeigt rechts eine Reihe Goldzähne. Er scheint der Anführer zu sein.

Sagt etwas auf Katalanisch zu mir. Geht einige Schritte in meine Richtung und hält mir einen rosafarbenen Ballon entgegen, prall gefüllt.

Einatmen und sich ploppen lassen.

Er grinst mich zwinkernd an. Es ist definitiv sein Teil der Allee. Wir verstehen uns mit einem Blick – ich kenne Typen wie ihn und er braucht Typen wie mich nicht. Er lacht zum Abschied.

Meine Füße tragen mich ziellos die Straße hinab. An einem Mann mit löchrigem Led-Zeppelin-Shirt bleibe ich hängen, kaufe ihm spanisches Bier aus mit Eis gefüllten Plastiktüten ab. Über seiner Schulter strahlt ein neonblaues Schild, das blinkend »Hostel–Hostel–Hostel« verspricht. Umrundend lasse ich den Kameraden der Rockgeschichte stehen, der mich längst vergessen hat und jetzt versucht, einer Gruppe betrunkenener Dänen den Preis seiner Dosen zu erklären.

Hostel–Hostel–Hostel.

Danach leuchten in Rot zwei Sterne auf.

Mehr Sterne kann ich heute nicht mehr erwarten.

An der Rezeption sitzt ein alter Mann, argwöhnisch mustert er mich, brummt nur, schüttelt den Kopf auf meine Frage. Dann endlich steht er schnaufend auf, als wäre er von seinem eigenen, mitleidigen, guten Herz völlig entnervt. Woher der Sinneswandel kommt, weiß ich nicht. Brummelnd schlurft er hinter dem Tresen hervor und führt mich nach oben in einen schlecht beleuchteten Flur. Die Wände der Zimmer sind dünn, irgendwo Lachen, irgendwo Schnarchen. Am Ende des Flures hält er an.

Das Zimmer ist winzig, aber das Bad sauber und eines für mich alleine, ohne salzige Surfer, ohne den Mann, den zu kennen und zu verstehen in den letzten Monaten meine Aufgabe geworden ist.

Ein Mensch ist eine Figur, oder umgekehrt.

Der einzige Zugang nach außen, abgesehen von der windigen Eingangstür, ist eine mit knarzendem Plastikrahmen auf einen kleinen Betonbalkon führende, blinde Glastür. Ich übersteige das Plastik und stehe auf nacktem Beton. Kein Tisch. Oder Stuhl. Über mir ragen die umliegenden Gebäude eng in den schwarzen Nachthimmel. Die Klimaanlage, die dreckig und zerfallen in die Hinterhöfe der Häuser ragen, surren wie ein bedrohlich großer Insektenschwarm.

Ich brauche Schlaf, Ruhe, Abstand. Ein paar Stunden für mich. Und nur mit mir. Meine kleine Tasche mit dem Laptop und dem Notizbuch ist berstend voll mit den Informationen der letzten Monate, mit den Wellen, dem Sand, dem Blindenstock, gefüllt mit diesem Menschen, den ich in den letzten Tagen, Wochen und Monaten begleitet und eingesammelt habe. In Einzelteilen und Stücken liegt er in meiner Tasche verteilt. Dieser Mann, der mir vor einem Jahr noch ein Fremder war, den habe ich, ohne Grenze, schmerzhaft nah und schnell kennengelernt und in seine Bestandteile zerlegt. Um ihn wieder zusammensetzen zu können. All diese Puzzleteile passen an bestimmten Enden zusammen. Gehören zusammen. Schlimmer noch: Es ist meine Aufgabe, sie zusammenzusetzen.

Ich brauche Ruhe, dringend.

Der Alte brummt etwas, das meine Gedanken in Fasern zerfranst. Er riecht nach Zigarre, seine olivfarbene Haut lässt das Weiß des perfekt sitzenden Hemdkragens leuchten. Um seinen Hals liegt eine schwere Goldkette mit dem ebenfalls goldenen, gekreuzigten Nazarener daran.

Ich nicke ihm zu.

Er hält mir eine abgegriffene Kladde hin. Ich könnte auch weitersuchen. Etwas Herzerwärmendes finden. Ein kleines

Hotel, das familiär wirkt, in dem ich sogar jetzt, um vier Uhr, herzlich von einer dicken Mama empfangen werde. Drauf geschissen. Ich zücke den Füller, mit dem meine Hand in den letzten Tagen zu verwachsen drohte, und schmiere meinen Namen auf die gestrichelte Linie unter einer von mir nicht lesbaren Vereinbarungen mit dem unverschämten Preis für dieses Drecksloch.

Damit gebe ich auf.

Ich brauche nur fünf Stunden, nur fünf Stunden komatösen Schlaf, um mein System zu entlasten, meine geistigen Filter aufzufrischen, um morgen an den Inhalt der Siebe zu kommen. Um die kleinen, leuchtenden Schätze vom Rest zu trennen, aus dem Strom aus Schlamm die kleinen Klumpen Gold herauswaschen. Und aus ihnen etwas Größeres zusammensetzen. Das verdammte Puzzle macht mir Angst.

Der Alte steht in der Tür und glotzt mich froschig an. Ich glaube, ihn grinsen gesehen zu haben. Eine Gesichtsbewegung, die er während der ganzen Zeit nicht hatte. Vielleicht halluziniere ich aber auch. Nachdrücklich lege ich ihm die Kladde an die Brust und schlage die Tür zu.

Das Zimmer ist ruhig, keine anderen Menschen, nur ich. Irgendwo in dem schmalen Trichter über mir, zwischen den Häusern, schreit eine Frau koital. Die Befürchtung, ich könnte nach vierundzwanzig Stunden auf den Beinen keinen Schlaf finden, überkommt mich. Das muss strategisch angegangen werden, einfach auf das viel zu weiche Bett legen, wird nicht funktionieren. Die Frau wird leiser und verstummt seufzend. Ich ziehe mich nackt aus und entledige mich damit des Flugzeuggeruchs. Aus meiner Tasche fische ich die zwei Büchsenbiere. Aus den Resten in dem kleinen Plastikbeutel zwirbele ich eine letzte Zigarette. Ich stelle mich nackt auf den Betonquader und rauche und

stürze das Bier in langen Zügen, die meinen Hals zucken lassen, als wäre ich eine kontraktierende, schlingende Anakonda. Dazwischen Rauch, dann die zweite Dose. Betäubt schüttele ich die letzten Tropfen aus der Dose, die Zigarette bis zum eingedrehten Filter heruntergeraucht.

Das sollte helfen.

Taumelnd lege ich mich auf die Matratze und starre an die Decke, an der sich hypnotisch langsam ein silbern-kalter Lichtstreifen im Ventilator bricht.

Morgen werde ich durch Barcelona laufen. Mich treiben lassen. Ich bin ein Stadtkind und nehme Städte als Umgebung war, als Natur, als einen Puls, den ich fühlen kann, wenn ich bereit bin, mich hinzugeben. Der Puls wird mich nach Gótico führen. Durch schmale hohe Gassen, durch die kühlender Wind streicht. Schmalen Streifen azurblauen Himmels über mir, gedämpft durch die alten rot-steinernen Fassaden. Manchmal wird der Wind den Geruch frisch gewaschener Wäsche mit dem des Meeres vermischen. Ich werde ein Café finden, mich dort an einen kleinen, runden Tisch setzen. Vor mir, im Schatten der schmalen Gasse, zwischen Kaffee und Oliven und einem Glas staubig-trockenen Rotweins, meine Notizen ausbreiten. Die neue Stadt, die dadurch entstehende Ruhe, die Distanz zum Vertrauten und damit zu mir selbst, wird mich ermächtigen, der aufkommenden Flut Herr zu werden.

Das rhythmisch durch die sanften Rotoren gehackte Licht beginnt vor meinem Auge zu verblassen. Kurz bevor mich das gnädige Nichts erreicht, bevor das herbeigeführte Koma beginnt, flackert Widerstand auf. Die Neuronen feuern, die Frage, wo ich beginnen werde, wie es gilt anzufangen, schießt glühend durch meinen Kopf.

Das Bild vor meinen Augen verschwimmt weiter, in meinen Ohren rauschen die Wellen.

Das erste Teil findet seine Verknüpfung.

Es ist Sonntag. Am Anfang stand das Gespräch, an einem Sonntag, ein Einstieg, ein Anfang. Das aus einem winzigen Ereignis folgte, einem Händedruck; ein Ereignis, das aus einer schier unendlichen Verkettung von Momenten entstand.

Ein Leben zu erzählen ist unmöglich, es sind immer nur die kläglichen Versuche, dieser dreidimensionalen Spirale eine vereinfachte Form zu geben, die Zeit in dramaturgische Einheiten zu bringen.

Eine Spirale aus Zeit. Seiner Lebenszeit. Die ich mir durch seine Erzählungen über die letzten Monate aneignete.

Ich bin auch eine Spirale. Der Entschluss ist gefallen, morgen muss es beginnen. Ein Morgen; kurz weiß ich noch, dass auf Sonntag der Montag folgt.

Dann reißt es mich hinab und ich werde blind:

# Sonntag I

*oder:* Ein erstes Gespräch ist noch kein Anfang

Die Gemütlichkeit der Küche dämpft angenehm die Arbeitsstimmung. Die Minuten zerfließen, ich höre hinter mir die Uhr deutlich ticken. Es ist die Stimmung, die kurz vor einem Absprung entsteht. Das will nicht so recht zu einem Sonntag passen. Damit schrumpft alles zu einem kleinen Kosmos zusammen, zu einem kleinen Raum, in dem, im Gegensatz zur übrigen Welt, etwas beginnt. Oder zumindest stattfindet.

Wir sitzen uns an dem großen Holztisch schräg gegenüber. Ich höre, wie er sich klappernd einrichtet, und warte. Durch das gekippte Fenster kann ich die Vögel hören und ihr aufgeregtes Hin und Her schraubt sich hinauf und hinab. Der abendliche Gesang, dessen Hall durch den Trichter des Hinterhofes verstärkt wird, und die kühle Frische versprechen den Frühling. Ich zünde mir eine Zigarette an und gebe der Situation dadurch eine zusätzliche Note. Erst einmal abwarten, wie er das Ganze nun angeht.

Mit energischem Griff zieht er die Bierflasche vom Tisch und öffnet sie mit zischendem Schmatzgeräusch. Die Vögel werden vom Glucksen seines tiefen Zuges unterbrochen. Ich ziehe mit, trinke erst einmal einen Schluck. Ein bisschen Mut. Unpassenderweise muss ich gerade jetzt daran denken, dass ich schon lange neue Stühle und eine Bank in der Küche haben will. Diese hier, auf denen wir nun sitzen, passen gar nicht zu mir. Es ist schwierig, auf ihnen entspannt und locker zu sein. Die Lehnen sind zu hoch. Das Polster so pseudosamtig.

Er setzt die Flasche schwer ab. Jemand, der es gewohnt ist, Raum einzunehmen. Und der jetzt da ist, um mir Raum zu geben.

Einen kurzen Moment habe ich noch einmal diesen Zweifel. Das ist der Moment, kurz bevor es endgültig zu spät ist zurückzurudern, auch wenn es jetzt schon echt peinlich wäre. Wir verstehen uns auf diese unbestimmte Art. Irgendwie gut. Aber dass wir uns kennen würden, das kann man nicht behaupten.

Aber das wird sich jetzt ändern. Ob wir wollen oder nicht: Gleich fangen wir an, uns kennenzulernen.

Das kann auch unangenehm sein.

»Ich schalte das Aufnahmegerät jetzt ein.« Seine Stimme verrät nicht, ob er gespannt ist, aufgeregt, neugierig. Oder sonst was.

»Okay«, kann ich nur sagen.

Mit diesem einen Wort schlucke ich meine Zweifel hinunter. Erstickungsgefahr nicht ausgeschlossen.

Aber das Risiko ist es wert. Um die nervige Stimme zum Schweigen zu bringen. Diese Stimme, die leise sagt, dass es ganz toll ist, was ich mir da wieder eingebrockt habe. Diese Stimme, die fragt, wie man nur auf diese bescheuerte Idee kommen kann, ein Buch schreiben zu wollen. Also, nicht ich selbst. Und eigentlich auch nicht mit mir. Und nicht einfach nur so über mich. Sondern irgendwie *bin* ich jetzt das Buch.

Die Stimme zeigt mir den Vogel.

Manchmal hat diese Stimme den Akzent meines Vaters und das Vibrato meiner Mutter. Voller Sorgenbass und liebevoller Höhen. Wird aber seltener in letzter Zeit.

»Wir haben heute den 3. März und unsere erste Sitzung.«

Er spricht etwas näher an mir, um dem Aufnahmegerät seine Stimme einzutrichern. Er hat es gleich links neben

den Aschenbecher vor mich gestellt. Also näher zu mir als zu ihm. Solche Sachen merke ich mir. Weil ich es muss. Normalerweise fällt mir das nicht so deutlich auf. Aber in diesem Moment, da macht es den Unterschied aus, um den es wohl auch gehen wird.

»Wir fangen einfach mal an«, fügt er hinzu.

Ich nicke in seine Richtung.

Da ist dieses Gefühl, das man kennt, wenn man Musik macht. Oder wegen anderem Zeug auf irgendwelchen Bühnen steht. Dieses Gefühl, dieses Angetörtensein davon, im Mittelpunkt zu stehen – während man sich gleichzeitig davor scheut. Einen kleinen Teil gibt es, der mich dann immer für die eigene Selbstverliebtheit ohrfeigt.

»Also, Hansi, erzähl mir doch zum Einstieg mal deine Woche.«

Damit fangen wir also an. Ich nehme an, es ist so gut wie jeder andere Anfangspunkt. Wenn man alles erzählen will, kann man von überall starten. Hat er mir erklärt. Das ist also der Anfang.

Nun muss ich. Den Zurückrunder-Moment hab' ich wohl verpasst.

Okay, here we go:

Eine Woche hat sieben Tage. Aber diese Woche hatte einen Einstieg, einen Auftakt. Wenn man einen Auftritt spielt, dann gehören einfach der Tag davor und der Tag danach dazu. Und die Woche, die nach diesem Wochenende folgte, war so unter der Kontrolle der Ereignisse, dass es der Start sein muss; das Wochenende, mit dem das alles losging, das zu einem Tag verschmilzt. Wie ein langer Ritt. Damit ging es los. Der Tag null, das ist der Freitag.

Also, ich fange mit dem Freitag, dem Einstieg in den Tausel an.

Es ist Freitag und ich sitze auf dem Polster des rollenden Bürostuhls in dem kleinen Radiostudio. Die Luft und der Schall sind etwas drückend, wie unter Watte. Ich nehme an, weil es sich gegen außen abschottet. Die Kopfhörer tun ihr Übriges. Über sie kann ich den Moderator hören, die Musik, die er einspielt. Und leider auch meine eigene Stimme. Wenn niemand etwas sagen und keine Musik gespielt werden würde, dann könnten diese Kopfhörer mich von der Außenwelt abschneiden. Aber diesen Gedanken habe ich nur kurz. Ich bin aufgeregt. Nicht wegen des Interviews. Während ich da sitze und über die Kopfhörer Dave Grohl den ersten Song seiner neuen Scheibe in mein Ohr zementiert, wird mir plötzlich klar, dass es jetzt losgeht. Deswegen bin ich aufgeregt. Mir wird klar, dass morgen alles klappen muss und dass ich auf der Bühne stehen werde. Das passt gut, denn Daves Song schraubt sich gerade in den Höhepunkt und lässt mich mitvibrieren.

Das Mikrofon vor mir hatte ich mir zuvor schon so hingedreht, dass ich die ganze Zeit im gleichen Abstand sitzen bleiben kann. Meine Hände liegen deshalb auf dem Tisch, aus dem das Mikro wie ein biegsamer Rüssel ragt, so dass ich den Abstand beibehalten kann, ohne dass ich drüber nachdenken muss. Das lässt mich etwas steif sitzen. Aber im Radio kann sowieso niemand etwas sehen. Mich auch nicht.

»... das war ein echtes Brett, liebe Rockfreunde. Und zu einem echten Brett kommen wir auch jetzt. Bei mir im Studio sitzt der Sänger von The Dehydrators und der Initiator der Benefizveranstaltungsreihe *Rock the Kids*, Johann Mühlbauer. Hansi, schön dass du da bist!«

»Hey, freut mich, hier zu sein!«

*Benefizveranstaltungsreihe* – das geht auch nur im Deutschen. Eigentlich fehlt in dem Wort noch *Konzert* und *Abend*.

»Wirklich toll, dass du Zeit finden konntest, momentan ist ja wirklich viel los bei dir, denn morgen ab zwanzig Uhr geht es ja mit *Rock the Kids* im *K4* los.«

Dieses Dauerlächeln, das er in der Stimme hat, das ist das erste Anzeichen dafür, dass da noch was im Busch ist.

»Allerdings, wir sind ziemlich im Stress. Schließlich soll morgen alles klappen und da steckt eine Menge Vorbereitung drin. Proben, Organisation und so.«

Toll, noch mehr Aufregung. Egal, was noch im Busch ist, ich freue mich, dass unser Benefiz Runde um Runde so gut ankommt. Und dass ich meine Stimme on air dazu benutzen kann, Werbung zu machen.

»Hansi, die Dehydrators heizen dem Publikum ordentlich ein. Da erleben du und deine Bandkollegen bestimmt einiges als Aufstiegsregionalrockband. Was bedeutet es für dich, Musik zu machen?«

*Aufstiegsregionalrockband?* Ich glaube, jetzt habe ich so eine Ahnung, wo das hinführen könnte.

»Ja, wenn man in einer Indie-Rock-Band spielt, geht einiges.« Ich betone das Wort *Indie*. Sollte Chris das hören, dann beißt er gerade in die Tischkante. Unser Gitarrist hasst diese Bezeichnung. Ich beherrsche meinen inneren Lachkrampf und konzentriere mich. »Musik beeinflusst mich, ich höre viel und gerne Musik. Das ist über die Jahre für mich immer wichtiger geworden. Und auf der Bühne zu stehen und mit den Leuten gemeinsam abzugehen, zu spüren wie die Musik uns alle vorwärtsschiebt, ist einfach toll.«

»Das kann ich mir vorstellen. Und weil wir euch das nicht vorenthalten wollen, hört ihr nun The Dehydrators mit ihrem Song *Paranoid*.«

Die ersten Riffs des Songs überlagern den Schluss seiner Ansage. Aus Erfahrung weiß ich, dass man jetzt die Kopfhörer abnehmen darf. Aber ich nehme sie nicht ab. Nicht,

dass es dann plötzlich weitergeht und ich dann suche und sie nicht finde. Also lass ich die Dinger auf. Gefangen zwischen den gepolsterten Bügeln kann ich unserem Song nicht ausweichen. Meine Ohren glühen schon richtig. Man sollte sich kurz vor einem Auftritt nicht die eigenen Songs anhören. Das macht einen wirklich doof im Kopf.

Einfach drauf einlassen.

Nicht verkrampfen.

Ich gebe mich ein bisschen hin.

Um dem inneren Mitsingen zu widerstehen, denke ich an die ersten Jamsessions im Proberaum. An das erste gemeinsame Bier. Daran, dass ich die Jungs kennenlernte, als sie einen Sänger suchten, und ich sagte: »Na, singen kann ich auch.« War nicht gelogen, aber auch nicht unübertrieben. Aber ich habe da diesen Drang, in die Dinge reinzuspringen, die mir Angst machen. Ich gehöre wahrscheinlich zu den Tausenden von Menschen, die sich beim Hören ihrer Lieblingsbands vorgestellt haben, auch auf der Bühne zu stehen. Ich erinnere mich daran, wie der Zug mich wieder fort von meinem Heimatdorf, zurück in die Stadt brachte, weg vom Land. Die schmierigen Kunstlederpolster, die Luft, die zwischen den Sitzen stand, irgendwo eine lachende Familie mit Kindern. Das Klacken der Sohlen des Schaffners. Das Zischen und Rumpeln der sich schließenden Türen. Die Sonne schien durch das Fenster des Zuges, ich fühlte, wie sie warm auf meinem Gesicht und meiner Hand lag, manchmal flirrend unterbrochen von irgendetwas, an dem er mich vorbeifuhr. Das gleichmäßige Rattern der Bahn drang durch die mit Schaumstoff überzogenen Kopfhörer. Aus ihnen sang scheppernd Greg Graffin, und ich klopfte zum amerikanischen Heiland den Takt auf meinen Knien. Damals dachte ich noch, wenn überhaupt, dann passe ich in den Hintergrund einer Band. Natürlich will

jeder Sänger werden, aber wie ich mich auf einer Bühne bewegen sollte, das konnte ich mir damals einfach nicht mal im Ansatz vorstellen. Am Schlagzeug sitzend, da wäre ich kein Problem. Aber mit dem Singen-kann-ich-auch-Gerede hatte ich mich eben wie immer einfach reingeschmisst. Dann muss man eben auch und Punkt. Nur weil man mal mit siebzehn hinter seinen Kopfhörern von singenden Menschen im Stadion träumt, während man den Rhythmus drischt, heißt das nicht, dass man mit einunddreißig nicht Sänger in einer Rockband sein kann, die keine Stadien, aber punkige Kulturschuppen füllt. Manche Kopfhörer begleiten einen so lange, bis man richtig zuhört.

Jetzt höre ich durch die Kopfhörer, wie meine eigene Stimme zu den letzten Riffs unseres Songs klingt.

»Das waren The Dehydrators mit *Paranoid*, und gerade sitzt bei mir im Studio der Sänger der Band und Veranstalter der Benefizveranstaltungsreihe *Rock the Kids*: Hansi Mühlbauer.«

»Meine Bandkollegen nennen mich auch Johnny No-look«, grinse ich.

Kurz bevor der Moderator lacht, entsteht diese kleine Pause.

»Hansi, du hast vorhin schon kurz erwähnt, dass ihr gerade alle Hände voll zu tun habt«, sagt er, seine Unsicherheit überspielend.

»Ja, richtig. Morgen Abend gehen wir mit *Rock the Kids* an den Start. Es kommt jedes Jahr besser an, und wir freuen uns auch auf die anderen Bands, die sich morgen mit uns die Bühne teilen werden.«

»Wie bist du auf die Idee für *Rock the Kids* gekommen?«

War 'ne Schnapsidee, wortwörtlich. Und das sich damals immer mehr in mir ausbreitende Gefühl, etwas zurückgeben zu wollen. Helfen zu wollen.

»Na ja, da gab es die Dehydrators noch nicht so lange. Wir waren auf einer Party und haben uns unterhalten und kamen irgendwie darauf, wie verdammt noch mal gut es uns eigentlich geht. Da war gerade diese Flutkatastrophe. Und während wir so quatschten, wurde klar: Wer was ändern will, muss seinen Arsch halt auch hochbekommen und nicht nur über andere reden. Von da an ging dann *Rock the Kids* los.«

»Das ist Sozialengagementrock, liebe Freunde!«, sagt er begeistert.

Mein Grinsen ist das einzige, was ich von meinem inneren Lachanfall zulasse. Was für ein Spaß. Ich könnte auch noch ein Wort erfinden.

»Mit Aufdiefresserock einfach auch mal helfen – das ist das Ziel!«, setze ich nach. Na ja, war nicht der große Treffer. Aber Chris weiß jetzt, dass ich nur Spaß mache, und kann die Tischkante wieder aus dem Mund nehmen. Mein Grinsen würde mich verraten. Sieht aber ja keiner. »Deswegen ist es auch super, dass ich hier in der Sendung sitzen darf. So kann ich noch viel mehr Leuten sagen: Kommt vorbei, es wird ein Spitzenabend! Dieses Jahr unterstützen wir das Kinder- und Jugendhaus *Bienenstock*.« Warum ich an dieser Stelle die Geste für Anführungszeichen mache, ist mir unklar. »Wir haben einige Sponsoren dabei, die uns jedes Jahr super unterstützen.«

»Da tut ihr und die anderen wirklich was Gutes! Wirklich toll!« Keine Frage. Aber eine Pause. »Ist das auch ... also hängt das mit ...« Seine Stimme bekommt plötzlich einen anderen Unterton.

Mir ist klar, was kommt, aber wirklich helfen will ich gerade irgendwie auch nicht.

Jetzt spielen wir erst mal Katze aus dem Sack.

»Also, du ... bist ja blind.«

»Richtig!« Ich imitiere schon seine Sonnenscheinstimme. Klingt, als ob er gerade etwas gewonnen hätte.

»Hat das auch, also dass du blind bist, auch mit der Hilfe für die Kindertagesstätte zu tun?«

»Nein, im *Bienenstock* sind keine Blinden, würde sonst ja *Blindenstock* heißen ...«, lache ich. Und er lacht mit, ehrlich. Sehr gut, Stimmung wieder gelöst. »Und es heißt ja auch nicht *Rock the Blind*«, lege ich nach.

Das war auch einen Lacher wert.

Es hilft dem Benefiz tatsächlich, dass ich blind bin. Ganz klar, wenn der Blinde anruft und sagt: »Hey, wir machen da eine sozial engagierte Party mit Konzerten, ich organisiere das, und wir wollen *Sie* dabeihaben«, dann ist die Sache geritzt. Ob das jetzt richtig ist, dass ich mit dem Zeug, was andere Menschen ja auch machen, automatisch mehr Eindruck schinde, darüber lässt sich streiten. Ich verzeichne das unter dem Ausspielen der Kartenhand, die man eben bekommen hat. Was sollte ich auch sonst machen – auf den Spaß beim Helfen, meine langen Haare und meinen tollen Musikgeschmack verweisen?

»Meine Band hat mir vor einigen Jahren mal ein T-Shirt geschenkt«, erzähle ich ihm und dem Mikro, »mit einem Bild von mir darauf. In großer Verehrung von Mr Cash stand darüber: ›Listen to the man in blind‹. Das unkorrekte Englisch hat mir damit auch meinen immer wieder mal aufkommenden Spitznamen eingebracht: Mr Johnny Nolook.«

Der Moderator lacht wieder. Aber das wird nicht reichen, es geht schon noch ein bisschen um die Katze.

»Aber die anderen in der Band, die sind ...?«

»Die sind normal. Also eigentlich sind sie das gar nicht. Aber sie können sehen, was sie so machen, wenn sie morgen Abend auf der Bühne stehen und die Show rocken.«

»Ihr habt es gehört, Freunde – kommt morgen Abend ins *K4*, ab zwanzig Uhr wird für die Kids und den *Bienenstock* gerockt – mit am Start sind noch weitere Bands, Party hinterher und das alles für nur 9 Euro Eintritt, was komplett den Kindern zugutekommt. Und jetzt hier noch einmal für euch die Dehydrators mit *'till hell breaks loose!*«

Der Song setzt ein. Ich setze die Kopfhörer ab. Die Sendung ist vorbei.

»Hey, megagut – vielen Dank, dass du mich in die Sendung gebracht hast«, wende ich mich ihm zu und halte ihm die Hand entgegen.

»Is' doch klar, Alter«, schlägt er ein.

Das ist die Startrampe. Jetzt kann es losgehen.

Anfahrt, Geschwindigkeit aufnehmen, Absprung und dann mit dem Kopf voraus hinein. Es ist ein Abtauchen, treibend darin untergehen. Atemlos und trunken jeden Moment gierig aufsaugen, als ob es der letzte sein könnte, der letzte verdammte Moment, der es wert wäre, dass danach die ganze Welt zum Teufel geht. Jaulende Riffs, mehr Drinks, ein Taumel und Zechen, ein Lachen und Drehen, es flirrt in der Blutbahn und Applaus klingt noch in den Ohren nach, den leisen, fiependen Ton, der sich als Beweis für die anderen Bands einnistet, übertrumpfend. Es ist nicht nur die Nacht selbst, nicht nur der Auftritt an sich.

Es sind die Tage davor.

Und der Tag danach.

Die Nächte dazwischen.

Es gehört alles zusammen, wie die einzelnen Mitglieder unserer Band, die Instrumente, die einzeln für sich genommen Macht und Kraft besitzen – aber erst gemeinsam bringen sie die erste Reihe zum Springen und Pogen.

Nichts ist vergleichbar. So wie alles das einmalig, geil, groß und wahnsinnig ist, einfach jeden Vergleich hinter

sich lässt. Also, man steckt da drin, in diesen Tagen und Nächten, in diesem Auftritt. Im Rausch. Und der Sonntag ist dann nur eine sich anschließende, zähflüssige Masse. Die Jungs und ich bauen ab, trinken ein letztes Bier und ich falle irgendwann einfach um, glücklicherweise in mein Bett. Es stampft und rockt über mich hinweg, und wie immer kann ich erst danach sagen, dass es passiert ist. Am Montag, dem Tag, an dem diese Woche wirklich beginnt, folgt das Erwachen:

Ein wenig durchgekämpft und abgefickt werde ich am Montagmorgen aufwachen und bemerken, dass ich es verdammt noch mal verloren habe.

Denn damit beginnt diese Woche – mit einem Verlust.